
aber anberuht — der in einem nervösen Hin und Her in London einmal als „Kriegsentscheidend“, ein anderes Mal als „nur den Landkrieg vorbereitend“ gekennzeichnet wird —, so wissen auch unsere Gegner im Grunde nur zu gut, daß der Feind durch eine Terrorisierung der Bevölkerung nichts erreichen kann. Die deutsche Kriegsfähigkeit kann dadurch nicht entscheidend getroffen werden, dafür ist unsere Kriegsindestrukt viel zu weit verbreitet.

Mit der Konferenz, die in diesen Tagen in Teheran beginnt, hat nun eine neue Generaloffensive gegen die Moral des deutschen Volkes begonnen. Es genügt, sich das klar zu machen, um dagegen gefeit zu sein. Bisher haben unsere Feinde aus innenpolitischen Gründen nur davon gesprochen, daß die bedingungslose Kapitulation Deutschlands den Krieg beenden könne. Sicher wird man diesen Tageshebel jetzt mit dem dazugehörigen politischen Judentum zu ergänzen suchen und dem deutschen Volk, wie unseren Bundesgenossen plötzlich allerlei Schönes versprechen, wenn wir nur bumm genug sind, die Waffen wegzulegen. Braucht man dabei noch an die vierzehn Punkte Wilsons und die Parallelen mit den Vorgängen von 1918 zu erinnern? Das deutsche Volk wird die Waffen nicht eher aus den Händen legen, bis ihm der Endsieg sicher ist, denn sonst wird es, wie 1918, betrogen und in einen Strudel des Niederganges gerissen werden, wie er den Völkern von uns noch in furchtbarer Erinnerung ist. Der politische und wirtschaftliche Niedergang nach 1918 vom Spartakismus und Separatismus über die Inflation und Wirtschaftskrise bis zu dem Elend der 8 Millionen Arbeitslosen wird sich nicht noch einmal wiederholen; das garantiert allein die bittere Erfahrung, die das deutsche Volk in den Jahren nach dem vorigen Weltkrieg gesammelt hat, und die politische Aufklärtheit, mit der es in diesen neuen Krieg hineingegangen ist. Ueberdies wissen wir, daß das Diktat von Versailles milde im Vergleich mit dem sein würde, was uns jetzt bevorsteht, wenn wir wieder so vertrauensselig die Waffen niederlegen. Eine Probe der Waffenstillstandsbedingungen gab uns bereits Moskau, als es zehn Millionen deutsche Arbeiter als Reparationsflotten für die Sowjetunion verlangte.

Hoofbein und Churchills, beide in arger Bedrängnis um die innerpolitische Linie ihres Krieges, Stalin, der das Geknack des Hungers seiner Völker vor Augen sieht, und Chiang Kai-schek, der sich nach vierjährigem verbluteten Durchhalten um die Unterstützung seiner amerikanischen Freunde betrogen findet — sie mögen sich in Teheran zusammenfinden, um das Schwindelkommuniqué abzufassen, das sie als „Niesenbombe“ auf die Moral des deutschen Volkes niederzuschmettern beabsichtigen. Das deutsche Volk, das vier harte Kriegsjahre und den Terror der britischen Luftwaffe ausgehalten hat, wird den Nervenkrieg erkennen und ihm nicht zum Opfer fallen. Die vier Regierungschefs unserer Feinde, die sich zu dieser Konferenz zusammenfinden, wissen nur zu gut, daß sie mit dem Krieg zu Ende kommen müssen, wenn nicht alles verloren sein soll. Das aber ist unsere Chance! Der Krieg wird von dem Volk gewonnen, das den größeren Glauben und die stärkere Zurechtweisung hat.

Auch Japan gibt Antwort!

Von unserer Berliner Schriftleitung

Während die Kriegsbeher in neuen, refluente aufsteigenden Konferenzen wilde Drohungen über stärkste Intensivierung des Krieges auch im pazifischen Raum in die Welt schiden, geben die Japaner mit einer fast maschinellen Gleichmäßigkeit die Antwort in den Schlachten im mittleren Südpazifik. Dem überheblichen Geschrei der Agitations-Konferenzen steht die nüchterliche Praxis der immer höher steigenden amerikanischen Verluste bei den Gilbert-Inseln gegenüber, wo soeben die vierte Luftschlacht die Serie der Schlachten bei den Salomonen mit gleich starken Erfolgen fortsetzt.

In Tokio, wo man die Ankündigungen und Drohungen der Feindkonferenz mit der traditionellen Gelassenheit Japans entgegennimmt, ist man sich über die Zwangslage durchaus klar, aus der heraus die Gegner den Krieg im Pazifik wie in Europa zu intensiveren versuchen. Unausgesprochen steht hinter der verbissenen Geschäftigkeit Roosevelts die Sorge um die im Frühjahr bevorstehende Nominierung der Wahlkandidaten. Er weiß, daß es Stirnungen in den USA gibt, die seiner Kriegsführung genau so feilsch gegenüberstehen wie seiner Innen- und Außenpolitik. An dem Beispiel des britischen Oberbefehlshabers für den Südwest-Pazifik, Lord Mountbatten, der seit zwei Monaten die oft angekündigte Offensive gegen Burma nicht in Gang hat bringen können, steht der Präsident, welche weitreichenden Vorbereitungen Operationen großen Stils im Pazifik erfordern.

Demzufolge ist man in japanischen Kreisen überzeugt, daß die Amerikaner ungeachtet ihrer enormen Verluste an Kriegsschiffen, Transportern und Truppen in den bisherigen Inselfeldern des mittleren Südpazifiks zwangsweise entschlossen sind, noch weitere Seestreitkräfte zu opfern, um die Durchführung der Offensive wenigstens zu versuchen. Ebenso rechnet man in Tokio damit, daß die Amerikaner versuchen werden, Verstärkungen für die stark geschwächten amerikanischen Truppen auf Makin und Tarawa unter dem Schutz größerer Flottenstreitkräfte heranzuschaffen. Dementsprechend erwartet man in Tokio wieder heftige Luft- und Seeschlachten. Die japanische Wehrmacht ist dafür in jeder Weise gerüstet und fährt unterdessen mit der systematischen Vernichtung der starken Seestreitkräfte der Amerikaner fort, wie die Schlachten-Serie auch bei den Gilbert-Inseln zeigt.

Japanische Erfolgsbilanz

Tokio, 2. Dezember. In neun Tagen, vom 19. bis 27. November, verlor die amerikanische japanische Marineflotte 22 feindliche Kriegsschiffe und Transporter und brachte 125 feindliche Flugzeuge in den Gewässern der Gilbert-Inseln zum Absturz. Das Gesamtergebnis, die Erfolge der Bodenoperationen einberechnet, beträgt in diesem Zeitraum: Vernichtung sieben Flugzeugträger, drei Kreuzer, ein Schiff einer nicht selbstgestellten Klasse und ein Zerstörer, beschädigt vier Flugzeugträger, zwei Schlachtschiffe oder Kreuzer, zwei große Kreuzer. Abgeschossen wurden 125 feindliche Flugzeuge.

Die japanischen Verluste belaufen sich auf 27 Flugzeuge.

„Nervenkrieg“, der auf die Nerven fällt...

Sogar dem militärischen Mitarbeiter der „Basler Nachrichten“

Genf, 2. Dezember. (Eig. Bericht.) Die in den letzten Tagen geradezu tobende anglo-amerikanische Zurechtweisung beginnt allmählich selbst neutrale Beobachter der Kriegslage fassig zu machen und veranlaßt sie, sich die Frage vorzulegen, ob hinter diesem großsprecherischen Geschrei nicht ernsthafte Schwächezeichen verborgen werden sollen. Für diesen von den Vätern der Lügenagitation in London und Washington sicher nicht in Rechnung gesetzten Eindruck ist eine Betrachtung bezeichnend, die der militärische Mitarbeiter der gewiß nicht im Verdacht der Deutschfreundlichkeit stehenden „Basler Nachrichten“ über die rasende Betriebsfahndung der Londoner und Washingtoner Lügenfabriken anstellt. Er kommt zu dem Schluss, daß die Nervenkriegs der anglo-amerikanischen Völker, besonders des britischen, im fünften Kriegsjahr offensichtlich „ziemlich stark gelitten“ haben müssen. Nur so seien die Verurteilungsmittel begreiflich, die ihnen von London und Washington aus täglich verabreicht werden. Die Agitatoren in Großbritannien und den USA trieben gegenwärtig ein geradezu tolles Spiel. Es scheint ihnen daran gelegen zu sein, zu beweisen, daß die bisher erzielten Erfolge noch nicht die erreichbare Höchstleistung darstellten, sondern noch überboten werden könnten und müßten.

Der militärische Mitarbeiter der „Basler Zeitung“ geht dann den psychologischen Buzeln dieser Rekrutur der anglo-amerikanischen Agitation nach und findet sie in der absoluten Notwendigkeit, den nervösen werdenden Massen mit allen Mitteln, und selbst den perfidesten, den Glauben beizubringen, daß es endlich „so weit“ sei, und daß man nur noch kurze Zeit auszuhalten brauche. Denn daß der zweite Weltkrieg ein wesentlich höheres Alter erreichen könne als der erste von 1914 bis 1918, sei doch nicht möglich. Das werde tagtäglich der anglo-amerikanischen Öffentlichkeit eingepflegt. Es sei nicht möglich, daß das deutsche Volk nicht wieder „Revolution“ mache wie 1918 und seinen Feinden den Sieg nicht selbst in die Hände spiele. Schon diese Themen der anglo-amerikanischen Agitation deuten darauf hin, wie fieberhaft sie sich bemühen, den Verstand bei den breiten Massen auszufallen und diese in trügerischen Hoffnungen einzulullen. Darum aber gerade gegenwärtig dieser Hochbetrieb in Millionen? Der genannte militärische Fachmann findet keinen anderen Grund dafür, als den, daß die Zahl derer, die in Großbritannien und den USA über eine nur noch stark geschwächte Nervenkraft verfügen, täglich größer werde. Die anglo-amerikanische Agitation sei heute gezwungen, auf dieses Mittel der Nervenkriegs zurückzugreifen, um die letzten Kräfte ihrer Völker zum Durchhalten herauszuholen. Die Millionen, die in London und Washington fabriziert würden, sollen nach dem Willen ihrer Urheber wie eine wohlthuende Medizin, ein Narzotikum wirken. Offenbar könnten alle Erfahrungen, die man in Großbritannien und in den USA mit den bisherigen Agitationsmethoden schon gemacht und alle Hereinfälle, die man im Laufe dieses Krieges schon erlitten habe, gegen das Bedürfnis, die Dinge unbedingt rosig zu sehen als sie seien, nicht aufkommen.

Die „Niesenbombe“

Stockholm, 1. Dezember. Nach Meldungen des schwedischen Blattes „Svenska Dagbladet“ erwartet man von den Besprechungen in Teheran eine Art „Kapitulationsultimatum“ an das deutsche Volk und an seine Verbündeten. Seit langem beschäftigen sich feindliche und neutrale Blätter mit dieser großen Luft- und Nervensoffensive gegen das deutsche Volk, die bereits im August auf der Konferenz von Cuedeb von Roosevelt und Churchill angekündigt worden ist.

„Dagens Nyheter“ meldet in diesem Zusammenhang aus den Vereinigten Staaten, daß man als Ergebnis der Konferenz einen „politischen Angriff gegen Deutschland“ erwarte. Die „Daily Mail“ läßt sich von ihrem New Yorker Korrespondenten melden, daß man dort glaube, die Konferenz von Teheran könne „Wirkungen auf die deutsche und japanische Moral“ haben. Weitere Stimmen aus Stockholm, Bern und Ankara sagen voraus, daß „ein Schlag im Nervenkrieg“ ausgeteilt werden soll. Ein längerer Bericht von

„Svenska Dagbladet“, der sich mit der Konferenz von Teheran beschäftigt, trägt die Überschrift: „Psychologische Niesenbombe gegen Deutschland“. Das deutsche Volk weiß, daß seine Feinde mit jedem neuen Agitationssturm ihre eigenen Schwächen und Schwierigkeiten verdecken wollen. Die Haltung und Widerstandskraft des deutschen Volkes ist durch keinerlei Drohungen oder phrasenreiche Erklärungen zu erschüttern.

„Verschiebung der harten Tatsachen“

Selbst der „Times“ wird es zuviel... Genf, 2. Dezember. (Eig. Bericht.) Selbst in der Londoner „Times“ wird gegen die „Tricks“ Stellung genommen, mit denen die anglo-amerikanische Agitation in den letzten Wochen die Massen aufzupulvern versucht. Die Zeitung stellt fest, daß solche Wanktüren nichts anderes erreichen als eine Verschiebung der „harten Tatsachen des Krieges“. Man hoffe offenbar in amtlichen Londoner und Washingtoner Kreisen mit der Verbreitung solcher Gerüchte in den Massen den Glauben zu erwecken, daß der Krieg bald zu Ende sei, und damit die schwere Belastung, die auf ihnen liege, zu erleichtern. Die offiziellen Psychologen vergaßen aber, daß diese Art Aufmunterung sich höchst nachteilig auf die Kriegsproduktion auswirke und geradezu katastrophale Rückschläge herbeiführen könnte. Das britische Volk müsse noch alle Kräfte anspannen, denn es stehe einem furchtbaren Gegner gegenüber — dem deutschen Volk, das genau wisse, daß es nur die Wahl zwischen Sieg und Vernichtung habe.

BS. Bern, 2. Dezember. (Eig. Bericht.) In einer Betrachtung über die kommenden Vergeltungsmassnahmen Deutschlands gegen den Lufterror der anglo-amerikanischen Gangster gibt die „Neue Zürcher Zeitung“ der Ueberzeugung Ausdruck, daß diese Vergeltung durchaus eine planmäßige Phase innerhalb der großen deutschen Strategie sein werde. Für sie gelte das Gesetz der allgemeinen Strategie, daß entscheidende Aktionen einer langen Vorbereitung bedürften, wenn sie Erfolg haben sollten. Wenn diese Phase bis jetzt noch nicht begonnen habe, so bedeute das einfach, daß die Vorbereitungen noch nicht vollständig abgeschlossen seien.

Die Zürcher Zeitung weist darauf hin, daß die angebrochene Vergeltungsphase in Großbritannien offensichtlich schon jetzt sehr starken Eindruck gemacht habe. Daher bemühe man sich dort, den Glauben zu verbreiten, daß Deutschland militärisch genügend geschwächt werden könne, bevor es in die neue Phase der aktiven Kriegsführung einreten und die Vergeltungswaffen wirksam einsetzen könne. Die Zeitung stellt dazu fest, daß alle Versuche, vor allem aber die Bemühungen der anglo-amerikanischen Führung, auf die Moral der deutschen Zivilbevölkerung einwirkend einzuwirken, bis jetzt und wohl auch in Zukunft, mit einem Fiasko enden würden. Damit werde aber eine wichtige, wenn nicht entscheidende Waffe der anglo-amerikanischen Führung aus den Händen geschlagen.

Moskauer Wünsche

Städte-Bombardement kein Ersatz für die „zweite Front“

BS. Genf, 2. Dezember. (Eig. Bericht.) In Londoner politischen Kreisen will man wissen, daß Moskau dieser Tage bei der britischen Regierung und in Washington wegen der bestehenden „zweiten Front“ wiederum vorfälliger geworden sei. Aus Erklärungen sowjetischer Sprecher zu dieser Frage dürfe man schließen, daß der erneut von Moskau ausgeübte Druck recht kräftig sei. So soll ein Sowjetischer Redakteur festgestellt haben, daß die Westmächte bei der Errichtung der „zweiten Front“ immer noch eine „kaum erklärliche Verzögerungstaktik“ befolgten. Der in London und Washington in letzter Zeit wieder geltend gemachte Vorwand, daß der Luftkrieg gegen die deutschen Städte ein Ersatz für die „zweite Front“ darstelle, wurde von diesem Sprecher in das Gebiet der Fabel und der gefährlichen Illusion verwiesen. Gerade die letzten Angriffe der Briten gegen Berlin hätten gezeigt, daß selbst schwerste Bombardements die Moral der deutschen Zivilbevölkerung nicht zu brechen vermöchten und daher von keiner kriegsentscheidenden Bedeutung sein könnten.

In einer Stunde fünf Viermotorige!

Ungewöhnliche Erfolgsreihe eines deutschen Nachtjägers

Berlin, 2. Dezember. Der deutsche Nachtjäger Hauptmann von Bonin zeichnete sich mit seiner Besatzung bei einem der letzten feindlichen Terrorangriffe durch eine ungewöhnliche Erfolgsreihe aus. In einer knappen Stunde brachte er fünf viermotorige britische Bombenflugzeuge zum Absturz. Vier dieser Bomber wurden beim Einsturz ins Reich, der letzte auf dem Rückflug bezwungen.

Auf den ersten Gegner traf Hauptmann von Bonin in etwa 6000 Meter Höhe. Nach kurzem Beschuss brannten der Rumpf und die rechte Flügelhälfte auf, und das britische Flugzeug, eine Lancaster, stürzte ab. Die vier anderen bezwungenen Bomber waren sämtlich vom Baumuster Halifax. Der erste „Halifax“ stürzte nach einigen Feuerstößen des deutschen Nachtjägers mit brennenden Motoren in die Tiefe. In kurzen Abständen folgte ihr der dritte und vierte viermotorige Bomber, die gleichfalls beide brennend und steiler als ihren Terrorflug beendeten.

Der letzte Gegner kam Hauptmann von Bonin eine halbe Stunde später auf dem Heimflug vor die Rohre, als die Briten eine Lücke in dem Nebel der deutschen Abwehr suchten. Die feindliche Besatzung hatte den deutschen Nachtjäger rechtzeitig erkannt, so daß sich ein erbitterter Luftkampf entspann, in dem Hauptmann von Bonin die Oberhand behielt. Der Halifax-Bomber stürzte in Flammen gehüllt, der Erde zu und zerschellte.

Das 200. Feindflugzeug abgeschossen

Berlin, 2. Dezember. Hauptmann Gerhard Barkhorn, Gruppenkommandeur in einem Jagdgeschwader, Inhaber des Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, schoß an der Ostfront seinen 200. Gegner im Luftkampf ab.

Hauptmann Barkhorn, am 20. März 1920 in Königsberg geboren, gehört dem gleichen Jagdgeschwader an wie Major Rall, dessen 250. Luftsturm der Wehrmachtbericht vom 30. November meldete.

Seine ersten Erfahrungen als Jagdflieger sammelte er 1940 über London. Bei einem dieser Einsätze wurde er abgeeschossen. Er schwamm mehrere Stunden im Kanal, ehe ihn ein Seenotboot retten konnte. An der Ostfront errang er seinen ersten Luftsieg, und langsam erhöhte sich dann die Ziffer seiner Abschüsse. Aber vom Sommer 1942 ging es sprunghaft aufwärts. In einem Monat schoß Hauptmann Barkhorn 48 Gegner ab und erhielt im August nach seinem 64. Luftsieg das Ritterkreuz. In den schweren Abwehrkämpfen des Winters 1942/43 floß er mit seiner Staffel im Raum von Stalingrad und erhöhte in wenigen Monaten die Zahl seiner Luftsiege auf 120. Im Januar 1943 verlieh ihm der Führer das Eichenlaub zum Ritterkreuz.

Fliegertod eines Eichenlaubträgers

Berlin, 1. Dezember. Oberstleutnant Dr. Ernst Kupfer, einer der erfolgreichsten deutschen Kampfflieger, Inhaber des Eichenlaub zum Ritterkreuz des Eisernen Kreuzes, fand den Fliegertod. Mit ihm verliert die deutsche Luftwaffe einen hervorragenden und bewährten Kampfflieger. In mehr als 600 Feindflügen hat Oberstleutnant Kupfer in fähigen Angriffen die von ihm geführten Sturzkampfflieger zu höchsten Leistungen mitgeführt und dem Feind schwere Verluste zugefügt. Reich an fliegerischer Erfahrung und hart im Einsatz, war Oberstleutnant Kupfer den Befehlungen des Geschwaders ein leuchtendes Vorbild.

Ein „Befreiungsausschuß“ in Südtalien

Erste Forderung an Emanuel: Ab danken!

BS. Stockholm, 1. Dezember. (Eigener Bericht.) Nach wochenlangen Verhandlungen ist es, USA-Berichten aus Neapel zufolge, endlich gelungen, im besetzten Südtalien einen „Befreiungsausschuß“ zu bilden, der von den italienischen Verrätern und Emigranten-Politikern nach dem Beispiel des französischen Zentralausschusses in Algier aufgestellt worden ist. In diesem sogenannten Befreiungsausschuß sollen angeblich bereits sechs verschiedene Parteien vertreten sein. Ueber die Zahl der Mitglieder dieses Ausschusses ist bisher noch nichts bekannt geworden, dafür weiß man aber zu berichten, daß der Ausschuß jetzt in seiner ersten Sitzung in Neapel eine Entscheidung angenommen hat, in der verlangt wird, daß Viktor Emanuel sofort abdankt und auch Umberto alle Rechte aus dem Thron von Italien aufgeben soll. Der Ausschuß hat sich nach einer Debatte mit großer Stimmeneinheit gegen die von Badoglio aufgestellte provisorische Regierung ausgesprochen. Selbst die sogenannte Rechtspartei in diesem Ausschuß hat sich gleich in der ersten Sitzung gegen die Beibehaltung der Monarchie bzw. gegen das Haus Savoyen erklärt.

Radio Bari teilte mit, daß Viktor Emanuel beschloß, auf den Titel eines Kaisers von Äthiopien und Königs von Albanien zu verzichten. Dieser Beschluß Viktor Emanuels soll auf Grund einer nachdrücklichen Forderung der Badoglio-Regierung erfolgt sein.

Italiens neue Wehrmacht

Rom, 2. Dezember. „Messaggero“ schreibt: Die neue Wehrmacht werde eine Wehrmacht der Jungen sein, denn die Dienstpflicht sei normalerweise auf die männlichen Italiener zwischen 17 und 37 Jahren beschränkt. Die Aufnahme in das Offizierskorps werde sich allein nach der Tüchtigkeit richten. Die italienische Wehrmacht werde auch unpolitisch sein. Die Frage des Oberbefehls, die in der Vergangenheit zu zahlreichen Kompetenzstreitigkeiten geführt habe, sei nun eindeutig geregelt. Das Staatsoberhaupt übe den Oberbefehl über die Wehrmacht in Friedenszeiten durch den Verteidigungsminister, in Kriegszustand durch den Generalstabschef der Wehrmacht aus.

Kriegssachschadungserbschaftsteuerfrei

Berlin, 2. Dezember. Nach den bisherigen Bestimmungen sind Entschädigungsansprüche und Entschädigungsleistungen nach der Kriegssachschadenordnung für Hausrat und andere bewegliche Gegenstände von der Erbschaftsteuer befreit, soweit der Erwerber für die Wiederherstellung oder Wiederbeschaffung dieser Gegenstände tatsächlich Aufwendungen macht. Da dies bei der totalen Kriegführung nur noch beschränkt möglich ist, so hat sich der Reichsfinanzminister damit einverstanden erklärt, daß die Entschädigungsansprüche und Leistungen für solche beschädigte, zerstörte oder in Verlust geratene Gegenstände stets steuerfrei gelassen werden. Entschädigungsleistungen für Kunstgegenstände sowie für Sammlungen und Gegenstände von geschichtlichem oder wissenschaftlichem Wert sind ebenso zu behandeln, wenn der in Betracht kommende Steuerbetrag nicht erheblich ist.

Der Luftschutraum in der Gaststätte

Berlin, 2. Dezember. Die Reichsgruppe Fremdenverkehr wendet sich an die Betriebe mit Hinweis auf den Luftschutraum in den Hotels und Gaststätten. Aus diesen Darlegungen, die auch für die Besucher der Hotels und Gaststätten von Interesse sind, geht hervor, daß der Luftschutraum als Vorratsraum, Weinkeller usw. völlig auszuscheiden muß. Luftschutraum, so heißt es u. a., ist Notraum und hat zu anderen Zwecken nicht zu dienen. Er soll rechtlich als geklärt werden, damit die Gäste, wenn sie notgedrungen in ihm sitzen müssen, gute Luft zum Atmen haben. Bequemlichkeit mag es einmal gehen, Ästen oder Häfen als Stützmittel zu verwenden. Im übrigen aber sollen die Betriebsinhaber für anfängliche Befüllung des Luftschutraumes sorgen. Auch sollen sie nach Möglichkeit Luftschutbetten beschaffen. Das gehört während der Kriegszeit zum Dienst am Gast. Die Luftschutapotheke ist unter allen Umständen in Ordnung zu halten.

„Wilder“ Bergarbeiterstreik in Lancashire. Wie aus London verlautet, ist in dem Bergwerksgebiet von Lancashire ein neuer „wilder“ Streik ausgebrochen, der sich inzwischen auf mehrere Bergwerke ausgedehnt hat. Man befürchtet, daß die Gewerkschaften gezwungen sein werden, eine offizielle Arbeitsniederlegung anzuordnen, wenn die Forderungen der Arbeiter nicht befriedigt werden.

Tuberkulose in Glasgow. „Die Tuberkulose breitet sich im Stadtgebiet von Glasgow immer mehr aus“, erklärt der Glasgower Stadtrat Dr. Macdowall. In den zehn Jahren vor Kriegsausbruch habe man jährlich durchschnittlich 1600 Tuberkulosefälle in Glasgow verzeichnet. Diese Zahl sei von 1941 auf 1942 auf 2100 und von 1942 auf 1943 gar auf 2600 gestiegen und die Entwicklung sei noch nicht zum Stillstand gekommen.

Hungerunruhen in Marokko. Nach einer Meldung aus Wido kam es in marokkanischen Städten, u. a. in Fes, Meknes und Rabat, infolge des Lebensmittelmangels zu Unruhen. Vor den gaunfischen Amtsgewalt veranfaßte die hungernde Bevölkerung Protestkundgebungen. Es ist das gleiche Bild wie in Südtalien, im Nahen Osten und in Indien. Ueberall, wo die anglo-amerikanischen „Befreier“ aufstehen, leitet mit ihnen das Hungergepein ein. Und mit den Anglo-Amerikanern kommt auch das bolschewistische Chaos.

Die katholischen Bischöfe der USA gegen Moskau. Wie das Genfer Blatt „Tribune“ meldet, sind die katholischen Bischöfe in den Vereinigten Staaten zum Angriff auf die Moskauer Konferenz übergegangen. Sie sind gegen jede Zusammenarbeit mit der Sowjetunion in der Nachtkriegszeit. Angriffe wie diese, so schreibt das Blatt, hätten große Auswirkungen, denn Roosevelt sei bei allen Wahlen auf die Stimmen der Katholiken wesentlich angewiesen.

Hauptstabschef: Hans Christian Meier, Verlag u. Druck: H. Glaser, Hauptstadt-Verlag, Bern, Sammelnummer 36661

Der... In dem... war man... nachfolgende... derten. Für... angekündigt... dierung beson... über häuften... zu Probe. G... erkrankte der... König spielen... möglich, denn... noch beschäftigt... hätten war... probenbe... Gest... land riefen... gaus, in das... die bedeutung... Der Intend... ging, stand p... „Einen Kön... Nachsicht... „Wo wollen S... jahren?“ Aber Krause... sagte: „Ich hab... gefährt 50 Jah... Feld war.“ „Hoffenbach... erinnerte sich... „Ja, — lebt... „Freilich, S... hin und wieder... Und nun er... daß er mit den... Intendanten zu... Der frühere... hoch über st... hoch und zurück... daß er als jun... kommen war, u... vielen, vielen a... denhergen hatte... Stadt war er... den Jahren we... und noch später... schließlich — er... er von der Büh... trage. Dann lie... Wenn Saffell... in den Dämme... gang durch die... brauchte er ni... jugendliche Selb... eher erst der alt... erkrankte darübe... er dann und wo... dann begriffte i... maß, Ferdinand... war und an der... lierte. Heute sah nu... ihm den Brief u... Er brauchte ni... sprach, morgen r... einer Durchsied... Als Krause... auf. Er holte di... „Schneewittchen“... hatte er den Pri... nicht so lange v... er konnte nicht... Es war wie ein... Am nächsten... Bühne, bereit fi... ab und zu müßte... seßlos fest unfa... dunkel vor den... dauerte nur kurz... bedankte sich bei... Bald sah er v... angeheit mit der... war nicht mögl...

Die... Roman von... Max Dreier...

Aber er ließ... gar nicht. Trug... freilich brauchte... Seite. Und sie... brachte. Bespra... ihr über all die... aufbau des Dar... Schreibweise mit... derolle Zeit. Als dann die... lam, durfte sie... schafften sich a... war über ihr un... Das, was so... den war, was si... das, was aus d... drang — es hat... eingebeutet und... schrieb auch ni... hatte sich allmäh... eingefunden. Un... zeigte sich ein hell... nage nun doch a... nach in diesem E... der Leiter, der... ihm hoffentlich... weitersehen! Ueb... ein Anliegen an... ein mich — ei... Roshorn, der... ihr: „Liebe Mar... nungen Deines... fabeln in der Sp... Du diese Blätter... und mir schiden... nomen habe, u... Maroffs begleite... Du mich auch we... abkömmlich bist... schaft wärst Du...

Der alte Schauspieler

Von Oiaf Hinz

In dem Stadttheater der kleinen Provinzstadt war man dabei, jetzt, kurz vor Beginn der Weihnachtsfeier, die Wiederaufnahme einzustudieren. Für dieses Jahr war „Schneewittchen“ angekündigt. Während die Wiederaufnahme eingeübt wurde, beschäftigten sich die Schauspieler mit den Schwierigkeiten der Probe. Gerade am Tage vor der Premiere erkrankte der Komiker, der im Schlupfbild den König spielen sollte. Eine Umbelegung war nicht möglich, denn das gesamte künstlerische Personal war beschäftigt, und aus den nachbarlichen Theaterhäusern war auf Ersatz nicht zu hoffen. Das unbehagliche Gesicht der „Premierenverschiebung“ stand riesengroß vor dem verzweifelt Intendanten. Aber da kam Krause, das Faktotum des Hauses, in das Büro des Intendanten und sprach die bedeutungsvollen Worte: „Ich weiß einen.“

Der Intendant, der im Zimmer hin und her ging, stand plötzlich still: „Was wissen Sie?“

„Einen König!“

Nachschickte der Intendant auf den Alten: „Wo wollen Sie denn jetzt noch einen König herhaben?“

„Krause war noch nicht am Ende, und er sagte: „Ich dachte an Haffelbach, der doch vor ungefähr 50 Jahren hier am Theater jugendlicher Feld war.“

„Haffelbach? — Haffelbach?“ der Intendant erinnerte sich langsam. Das lag lange zurück.

„Ja, — lebt der denn noch?“

„Freilich, Herr Intendant, ich spreche ihn ja hin und wieder.“

Und nun erlebte der alte Krause den Triumph, daß er mit dem Rollenheft und einem Brief des Intendanten zu Haffelbach geschickt wurde.

Der frühere „jugendliche Feld“ war inzwischen hoch über siebzig Jahre alt geworden. Er lebte still und zurückgezogen. Heute wußte keiner mehr, daß er als junger Schauspieler in die Stadt gekommen war, und als Romeo und Carlos und in vielen, vielen andern Rollen Frauen- und Mädchenrollen hatte höher schlagen lassen. Aus dieser Stadt war er dann nie mehr fortgegangen. Mit den Jahren wechselte er in das Heidenreich über, und noch später spielte er die Vaterrollen. Und schließlich — er war beinahe 60 Jahre alt — trat er von der Bühne ab und zog in die kleine Seitenstraße. Dann ließ das Leben an ihm vorbei.

Wenn Haffelbach heute — es geschah fast täglich in den Dämmerstunden — seinen kleinen Spaziergang durch die nahen Parkanlagen machte, dann brauchte er nicht mehr zum Hut zu greifen. Der jugendliche Feld Haffelbach war vergessen, wieviel eher erst der alte, stille Mann. Aber er war nicht weniger stolz darüber, und er verstand es auch, wenn er dann und wann einmal ins Stadttheater ging, dann begrüßte ihn der einzige Bekannte von damals, Ferdinand Krause, der abends Villenieur war und an der Tür die Eintrittskarten kontrollierte.

Heute sah nun Krause vor dem Alten. Er reichte ihm den Brief und zuletzt das schmale Rollenheft. Er brauchte nicht lange zu reden; Haffelbach verstand, morgen mittag, kurz vor der Premiere, zu einer Durchsichtprobe zu kommen.

Als Krause gegangen war, stand Haffelbach mit der Brille und las sich zum Buch. „Schneewittchen“ — vor Jahren, vor 50 Jahren hatte er den Prinzen gespielt — es kam ihm gar nicht so lange vor. Er schlug das Heft auf, aber er konnte nicht lesen. Seine Freunde war so groß. Es war wie ein neuer Anfang.

Am nächsten Tage stand Haffelbach auf der Bühne, bereit für die Probe. Sein Herz klopfte, es und zu mußte er die Rollen seines Drogenhefts fest umfassen, denn es wurde ihm zeitweise dunkel vor den Augen. Doch der leise Schwindel dankte nur kurze Zeit. Die Probe ging gut, man bedankte sich bei ihm.

Wald sah er vor dem Spiegel in der Garderobe, angehen mit dem Purpurmantel, eine Perücke war nicht nötig, seine Haare waren weiß, und

Falten brauchte er sich auch nicht zu schminken, nur ein klein wenig Teint.

Während er an seinem Schminktisch saß, begann auf den Korridoren Lärm, wie immer vor Beginn einer Vorstellung. Die Klingelzeichen ertönten, und die Aufführung nahm ihren Anfang.

Er hatte noch über eine Stunde Zeit bis zu seinem Auftritt im letzten Akt. Die Geräusche draußen, die Luft hier und auf der Bühne — viele, viele Jahre hatte er das entbehrt und sich danach gesehnt.

Dann war es soweit. Haffelbach saß auf dem goldenen Sessel, die Krone auf dem Haupt, das Szepter in der Hand. Vor ihm knieten der Prinz und Schneewittchen. Der Vorhang war noch nicht hochgezogen, aber er hörte das ferne Geklingel aus dem Zuschauerraum, dazwischen helle, piepsige Kinderstimmen.

Noch einmal sah der Intendant prüfend auf die Bühne, dann gab er das Zeichen zum Beginn des letzten Aktes.

Der Vorhang ging hoch. Jetzt drangen die aufgeregten Kinderstimmen sehr deutlich an Haffelbachs Ohr. Eine große Freude erfaßte ihn, als er nun die Märchenverse sprach. Klar und schön klang Schneewittchens Stimme. Nun mußte er den Segen sprechen. Da war es ihm, als rüdten

die Köpfe der Umstehenden immer weiter von ihm fort; aber das war nur ein Augenblick — dann sah er wieder alles deutlich vor sich. Der Prinz hatte das glückselige Schneewittchen im Arm. Die Kinder aus dem Zuschauerraum klatschten in die Hände.

Als das Märchen zu Ende war, der Vorhang fiel, riefen viele helle Stimmen nach Schneewittchen und dem Prinzen. Aber schließlich blieb der Vorhang unten.

Haffelbach war wieder in die Garderobe geführt worden, nach vielen Dankesworten. Er sah wieder vor dem Spiegel, blickte hinein, sah sein Gesicht aber kaum. Eine wohlwollende Mattigkeit war in ihm — und eine große Freude. Er war sehr glücklich. So viele Jahre hatte er nun geglaubt, es wäre mit alledem vorbei, und nun sah er wieder hier, wie damals.

Aber dann war es noch einmal, als rüdte alles weit von ihm. Doch diesmal wollten die Dinge nicht mehr zurückkommen. Es war, als zögen sie ihn. In den Ohren klang es ein Klatschen, wie Wind war es, der durch die Bäume streicht. Seine Hände sanken auf den Purpurmantel, der über seinen Schoß geschlagen war — und ruhten.

Es schien, als lächelte Haffelbach, aber sein Blick war schon weit, nicht mehr hier. Sein Kopf neigte sich, die Krone glitt herab und blieb auf den Händen liegen.

Das Herz war still.

Beweis der Vaterschaft

Der Obergefreite Engelbrecht hatte Urlaub bekommen. Vierzehn Tage wirklichen, schönen Heimaturlaub. Kein Wunder, daß der Obergefreite Engelbrecht in glänzender Laune war. Glanzend ist übrigens gar kein Ausdruck. Engelbrecht strahlte wie die Sonne.

„Und worauf freust du dich am allermeisten?“ fragten die Kameraden.

„Komische Frage!“ schwärmte Engelbrecht. „Erstens einmal natürlich auf meine Frau. Zweitens, wenn ihr es genau wissen wollt, auf meinen Vuben. Ich war ja beinahe zwei Jahre nicht zu Hause. Damals war der kleine Ferdinand vier Jahre alt. Wahrhaftig, heuer geht er schon zur Schule! Soll ich mich nicht freuen, den Bengel wiederzusehen?“

Ja, das verstanden die Kameraden. Eine kleine Kleinigkeit weniger verstand das der kleine Ferdinand selbst. Er hatte sich sozusagen seines Vaters „entwöhnt“. Wohl freute ihn die Ankunft des Soldaten in der Familie, denn Männer in Uniform waren ihm grundsätzlich sympathisch. Aber daß der Obergefreite Engelbrecht sein Vater sein sollte, das wollte nicht in seinen Kopf. Einmal wurde Engelbrecht sogar von ihm gefragt: „Sag einmal, lieber Onkel, wie lange bleibst du denn noch bei uns zu Besuch?“

„Ich bin nicht dein Onkel, ich bin dein Vater!“ versuchte ihm der Obergefreite Engelbrecht einzureden, und Mutti bestätigte es sogar. Aber kleine Ferdinand blieb ungläubig.

Das sollte kleine Ferdinand aber bereuen. Als er nämlich mit dem ersten Halbjahreszeugnis heimkam und der „Onkel“ einen Blick darauf warf, da nahm ihn dieser über das Knie und wuschte ihn ordentlich nach Strich und Faden durch.

„Aufbegeh!“ schimpfte der Obergefreite Engelbrecht, „das ist die Freude, die du deinen Eltern machst? Dir habe ich es zu verdanken, wenn meine Haare vor Ärger grau werden!“

Ferdinand schlich sich in eine Ecke und verbrachte seine Zeit in tiefem Nachdenken. Erst zum Abendessen kam er wieder hervor.

„Ja“, wandte er sich an Engelbrecht, „daß du mein Vater bist, weiß ich jetzt. Ich weiß aber jetzt auch, warum Großvater so schneeweißes Haar hat!“

Anton Steiger.

die Köpfe der Umstehenden immer weiter von ihm fort; aber das war nur ein Augenblick — dann sah er wieder alles deutlich vor sich. Der Prinz hatte das glückselige Schneewittchen im Arm. Die Kinder aus dem Zuschauerraum klatschten in die Hände.

Als das Märchen zu Ende war, der Vorhang fiel, riefen viele helle Stimmen nach Schneewittchen und dem Prinzen. Aber schließlich blieb der Vorhang unten.

Haffelbach war wieder in die Garderobe geführt worden, nach vielen Dankesworten. Er sah wieder vor dem Spiegel, blickte hinein, sah sein Gesicht aber kaum. Eine wohlwollende Mattigkeit war in ihm — und eine große Freude. Er war sehr glücklich. So viele Jahre hatte er nun geglaubt, es wäre mit alledem vorbei, und nun sah er wieder hier, wie damals.

Aber dann war es noch einmal, als rüdte alles weit von ihm. Doch diesmal wollten die Dinge nicht mehr zurückkommen. Es war, als zögen sie ihn. In den Ohren klang es ein Klatschen, wie Wind war es, der durch die Bäume streicht. Seine Hände sanken auf den Purpurmantel, der über seinen Schoß geschlagen war — und ruhten.

Es schien, als lächelte Haffelbach, aber sein Blick war schon weit, nicht mehr hier. Sein Kopf neigte sich, die Krone glitt herab und blieb auf den Händen liegen.

Das Herz war still.

Der Masthummel

Anub, der alte Nordfischer, ist ein Sonderling. So sagen die Leute. Wahrscheinlich, weil ihnen das Wort „Philosoph“ nicht geläufig ist. Gekümmert begegnete ich ihm auf dem Weg zum Strand. Er trug ein sonderbares Kördchen unter dem Arm. Fast wie ein Vogelbauer anzusehen. Nur mit dem Unterhieb, daß es statt eines Gehirns einen halbwüchsigen Hummer beherbergte. Anub ist weit und breit bekannt dafür, daß man bei ihm die schönsten Krebse bekommt. Das kleine Ding konnte er ummäßig zu Markt bringen, ohne seinen guten Ruf aufs Spiel zu setzen. Drum neckte ich ihn: „Was willst du mit dem schwindeligen Kerl?“

Der Alte blinzelte mich listig an: „In den Fjord versenken.“

„Erfäulen?“ — „Nein, füttern!“

Run war das Staunen bei mir. Anub hatte Vertrauen zu mir und gab mir ohne Bedenken sein Geschäftsgeheimnis preis: „300 Meter tief kann er sich nach Herzenslust vollfressen. Nach drei Wochen ziehe ich ihn wieder hoch. Dann ist er fett wie ein Sommerschaf und macht seinen Preis.“

Wir waren am Strand angekommen. Anub nahm aus seinem Kahn ein langes Seil und band das Kördchen daran. Am anderen Ende war ein Schwimmer befestigt. Während der Fischer sein Boot klar machte, sagte er gedankenschwer, halb zu mir, halb vor sich hin: „Es ist wie bei den Menschen. Die Unterfischen, die in der Tiefe wühlen, mästen sich am besten. Das liegt so in der Natur und dagegen ist wohl nichts zu machen. Nur sollten sie immer in einem Käfig und an der Leine sein, damit man sie hochziehen kann, wenn es genug ist.“

Hermann Mailer.

Der seltsame Rasenfehler

Als Ludwig Ziel Leiter des Dresdner Hoftheaters war, kam eines Tages Grabbe zu ihm und wollte als Schauspieler an seiner Bühne engagiert werden. Er sagte, es gäbe keine Rolle, die er nicht in kürzester Frist einstudieren könne. Ziel betrachtete ihn lange prüfend und meinte schließlich: „Ich fürchte nur, mein Lieber, Ihr angeborener Rasenfehler wird ein großes Hindernis für Ihre Schauspieler-Laufbahn sein!“

„Mein Rasenfehler?“ fragte Grabbe erstaunt. „Zarwohl“, erwiderte Ziel mit freundlichem Lächeln, „er wird sehr hinderlich sein! Sie tragen Ihre Nase viel zu hoch!“

Doppeltes Lustspiel

Von Ernst Zacharias

Das Leben schreibt die unwahrscheinlichsten Kurzgeschichten. Da diese Tatsache männlich bekannt ist, darf ich es wagen, folgende Begebenheit aufzuzeichnen, ohne in den Ruf eines Aufschneiders zu kommen.

Erka und Fritz hatten sich gezaunt. Das war schon öfter vorgekommen, aber diesmal schien es doch eine ernstere Sache zu sein. Sie wollten nichts mehr voneinander wissen. Die Ursache ihres Zwistes war natürlich nichtigste Nichtigkeit; interessiert uns auch weiter nicht.

Eine ganze Woche hatten sie sich nicht gesehen, und nun sahen sie plötzlich im Theater dicht nebeneinander. Also Zufall, schon. Es wurde ein Lustspiel gegeben. Rechts und links von ihnen bogen sich die Leute vor Lachen. Die Verfeindeten lachten nicht. Sie sahen in einer mit Elektrizität geladenen Hohlkugel, die sie von der Umwelt hermetisch abschloß. Nur hin und wieder schauten sie wie durch ein Guckloch auf die vergnügte Menschheit, und die Pein ihrer Lage kam ihnen um so schmerzhafter zum Bewußtsein. Wie schön war es doch sonst gewesen! Er hatte stets etwas zum Raschen mitgebracht und sie — ach, wie sanft war der Druck ihrer kleinen Hand gewesen.

Natürlich machte diese Erinnerung das Paar noch verbitterter und unerbittlicher. So konnte es nicht mehr weitergehen. . .

Erka hatte Glück. In der ersten Pause erspähte sie eine junge Angestellte, die ihr gern den Gefallen tat, den Platz zu tauschen. Eine Schönheit war dieses junge Mädchen nicht.

Das Klingelzeichen ertönte. Der Zuschauerraum lag im Dunkeln. Im letzten Augenblick zwang sie Erka durch die Reihe. So, nun würde sie doch endlich sehen, was auf der Bühne vorging. Und lachen wollte sie, tüchtig lachen mit all den anderen lustigen Menschen.

Und Erka lachte wirklich, denn das Lustspiel war tatsächlich lustig. Und neben ihr lachte auch jemand aus vollem Hals, denn wie gesagt, das Lustspiel —

Ach, Lustspiel hin, Lustspiel her, aber dieses Lachen von der rechten Seite — ästte sie denn ein Spul?

Blitzschnell drehte sie sich ihrem Nachbarn zur Rechten zu und sah — ja, es ist wirklich schwer zu glauben — und sah in das immer noch lachende, aber gleichzeitig reichlich verdünnte Gesicht ihres bösen Fritz. Er hatte den gleichen Gedanken gehabt — verlegend eiaentlich — auch er hatte einen Freund gefunden und nun sahen sie glücklich wieder nebeneinander. Da hatte sich also im Dunkeln etwas abgespielt, das sich in den Vorgängen auf der Bühne würdig an die Seite stellen konnte.

Die gegenseitige Ueberraschung war denn doch zu stark, und so kamen sie aus dem Lachen gar nicht erst heraus, und dieses Lachen war so echt und herzerfrischend, daß es nicht nur alle bösen Geister verjagte, sondern in einem Umkreis von zehn Metern Durchmesser die Zuschauer abermals zum Lachen brachte.

Der Freundschaft Kleister

Der Dichter J. M. L. Gleim, Kanonikus in Halberstadt, war wegen seines glänzenden Erzählertalents allgemein beliebt und bekannt. Er wurde oft zu Gesellschaften eingeladen, so auch einmal zu einem von den Kreisverbänden in Halberstadt veranstalteten Essen. Unter ihr befand sich auch der Bürgermeister eines kleinen Städtchens. Dieser auktete sein Hirn während der Erzählungen Gleims mit dem Schmieden eines Trinkspruches auf den Dichter, durch den er diesen schmücken und sich selbst als Poet bemerkbar machen wollte. Bei passender Gelegenheit sprach der Bürgermeister denn auch auf, hob sein gefülltes Glas und schmeterte in den Festraum: „Hoch lebe Vater Gleim, er ist der Freundschaft Kleister!“

Der Dichter, dem Reime auf seinen Namen verhaßt waren, verbanderte sich sofort, er trank dem Bürgermeister zu und sagte: „Und der Herr Bürgermeister, er ist der Freundschaft Kleister!“

„Was soll der? Der ist nächstens auch so weit, daß er Zigaretten aus der Tüte raucht. Wenn er kommt, ist er weinerlich und quarrt wie ein nah liegendes Weidkind.“

Sie hatten eben die Bücher vorgenommen, da kam das Mädchen, die alte Wilhelmine, und meldete, daß ein Auto mit dem Vollstreckungsbeamten auf den Hof gefahren sei.

„Soll kommen, wenn er was will!“ Bis beobachtete fest, mit Jürgen und ihrem Talisman, die volle Seelenruhe. „Selbst, wie die Verfeindeten der Dinge auch auf die Herren Gerichtsvollzieher sich erstreckt. Wir haben hier zwei. Der eine, Herr Klapprot, ist ein famoser Mann, alter Soldat, Kavaller, Mag mich leiden. Weißt du, was er mal zu Wilhelmine über mich gesagt hat?“

„Ihr gnädiges Fräulein — Donnerwetter! Da legte die Stulle weg!“ Eine Wendung, die ich gesonnen bin, mir anzueignen. Und dann ist der andre da, dieser uneliebliche, der Herr Kriebitz. Hoffentlich ist Herr Klapprot an der Reihe.“

Aber an der Reihe war Herr Kriebitz, der uneliebliche. Er trat ein, klein und winzig, aber desto geschwollener, in grimmiger Amtsfierlichkeit, und legte den gerichtlichen Zahlungsbefehl vor.

Lis zuckte bedauernd die Achseln. „Dann muß ich also zur Pfändung schreiten.“ Und er schritt. „Als Pfändungsobjekt ist auszuheben der vierjährige Zuckheber, deutsches Edelschwein, eingetragen in dem Zuchtstammbuch der Provinz unter 752a.“

Nun flog doch ein Klagenbes Oh! über Lisbets Lippen. Unser Zuckheber Oberhard! Mehrfach preisgekrönt, des ganzen Kreises Ruhm! Steht das Schicksal ruhig zu bei dem, was sich jetzt im Erlensbrooker Schweineflak begibt?

(Fortsetzung folgt)



Die Löwenbraut Roman von Max Dreier

(22. Fortsetzung) Aber er ließ den Kopf nicht sinken. Ganz und gar nicht. Trug ihn jetzt erst recht hoch oben. Freilich brauchte er dafür seine Maria an seiner Seite. Und sie war glücklich stolz, daß er sie brauchte. Versprach mit ihr alles, versiet sich mit ihr über all die Vorbereitungen zu dem Wieder-aufbau des Dammes. Sie ging ihm bei dem Schreibstisch mit an die Hand. Es war eine wundervolle Zeit.

Als dann die Frühjahrseinstellung in Sicht kam, durfte sie mehr als sonst des Landwirtschäftlichen sich annehmen. Der Segen der Arbeit war über ihr und über Jürgen.

Das, was so oft in ihre Gedanken eingebracht war, was sie beunruhigt und gequält hatte, das, was aus den Briefen Jasas auf sie eingebracht — es hatte sich nun fast in ihr Leben eingebettet und tat ihr nichts mehr zuleide. Jasas schrieb auch nicht mehr so herzerregt. Er hatte sich allmählich in das Tierleben wieder hineingefunden. Und dann — an seinem Horizont zeigte sich ein heller Streif. Die Marokkoexpedition kam nun doch zustande, wahrscheinlich ging sie noch in diesem Sommer ab. Professor Kolshorn, der Leiter, der es gut mit ihm meinte, würde ihn hoffentlich mitnehmen. Ob, und die Heimat wiedersehen! Uebrigens hätte der Professor auch ein Anliegen an sie.

An mich — ein Anliegen? Kolshorn, der alte väterliche Freund, schrieb ihr: „Liebe Marel, die hinterlassenen Aufzeichnungen Deines Vaters enthalten ein paar Erläuterungen in der Sprache der Eingeborenen. Würdest Du diese Blätter einmal für mich herausfuchen und mir schicken? Daß ich eine junge Frau genommen habe, weißt Du. Sie wird mich nach Marokko begleiten. Schade, daß Du — nun laßt Du mich auch wegen des „Schade“ — daß Du unabsichtlich bist. Was für eine prachtvolle Gesichtshaut wirst Du für sie gewesen! Und nicht bloß

für sie. Ebenso für Deinen Dich herzlich grüßenden Kolonell. Bitte um eine Empfehlung an Deinen Gatten.“

Die Empfehlung hatte er sich freilich abgerungen. Ihre Heirat sollte ihm allen Ernstes nicht. Marel gehörte nun mal in seinen geistigen Kreis. Weniger gezwungen als über „diesen alligen Kolonell Horn oder Hornonkel Kol“ freute sich Jürgen über das „unabkömmlich“. „So was sollte er lieber nicht sagen! Weißt du, was wir jetzt im Frühling machen? Wenn es irgend geht? Eine Mittelmeerreise! Die Frau fährt, die ich dir schuldig bin. Sollst auch dein Marokko haben. Hoffentlich reißt du mir aber nicht aus zu den Eingeborenen. Du! Heiner — Kerichen — weißt du, daß Afrika deine Großmutter ist? Sollen wir dich mitnehmen auf unsere Hochzeitsreise? ne Hochzeitsreise mit nem fertigen Jungen!“

Jürgen bekam einen herzlichen Blick. Das ist lieb von dir! Ein Sehnsuchtsblick, aber er verlor bald. „Jetzt, in diesem Frühling, lieber Jürgen? Was liegt da an Arbeit auf uns?“

Ja, es wurde ein Frühjahr der Mähen und ein Frühjahr großer Not.

Die Not begann damit, daß Lisbet durch den Tod ihres Vaters nach Hause gerufen wurde. Zugleich war der wirtschaftliche Niedergang da. Lis klammerte sich an Jürgen. Als ob er nicht genug mit sich selber, mit dem Kreidewerk, mit dem Molenbau, mit seinem Warten zu tun hätte! Immer wieder lief er nach Erlensbrook hinüber. „Das Kind ist da hilflos ohne mich.“

Lis war noch minderjährig. Als ihr Vormund war nach dem Willen des Vaters der alte, schon reichlich kümmerlich gewordene Herr von Diepitz auf Rottborn, den sie den Rottborn-Diepitz nannten, bestellt worden. Der kümmerliche Herr von Diepitz war weiter ein Erlensbrook, auf dem er eine winzige Hypothek hatte — damit war seine Liebe erschöpft. „Jeder soll seine Peite selber machen.“ Er war mit der eignen beschäftigt.

Maria wuchs in Wartenitz die Arbeit über den Kopf. Die Nerven machten ihr zu schaffen, sie hatte nicht genug Schlaf, sie wurde reizbar und litt an Kopfschmerzen.

Lisbet, die jetzt wieder einrückte, war ihr keine Freude und Hilfe. Was an der Kleinen kindlich und naiv gewesen, wollte jetzt immer mehr in das Gezierte und Verwusste übergehen. Maria aber, die sich sogar bei ihrem Jungen als schlechte Mutter fühlte, hatte gar nicht die Zeit, die Unarten des kleinen Mädchens richtig zu bekämpfen.

Und Jürgen, der sich zwischen den beiden Gütern nun einmal zerriss, fehlte an allen Ecken und Enden. Heute holte ihn Lis sich wieder einmal zu Hilfe, sie kam mit ihren Büchern nicht zustande. Kaum hatte er Zeit, seinen Nachmittagskaffee auszutrinken.

Maria war mit Lisbet beschäftigt, die stolz ihre ersten Rechenaufgaben machte. Da hörte sie Lisbet sagen: „Vermutlich wird uns heut' auch noch der Gerichtsvollzieher blühen. Und diesmal wird's Ernst. Zweimal sind wir ihn noch wieder losgeworden — heut' krieg' ich was gekostet. Jürgen, mir ist wie vor der Hinrichtung zumute. Bring unser Amulett mit. Hat es uns bei unsrer Löwenjagd geholfen und mir beim Absprung, wird es auch gegen den Scharfrichter gut sein.“

Sie gingen. „Was hast du, Maria?“ fragte das Kind fallungslos. Erschrocken starrte Maria den beiden nach.

Daß sie „du“ zueinander sagten — nach dem Erlebnis auf dem Flugplatz — sie wußte es und hatte sich nichts dabei gedacht. Aber jetzt dachte sie sich etwas dabei. Denn da war ja viel, viel mehr! So viel, daß sie nicht damit fertig wurde.

Das Amulett — „unser Amulett“ — und bei „unser Löwenjagd!“ Mit ihm zusammen hat sie auf Abzur gelangt! Und ich weiß nichts davon! Was hast du mir damit angetan, Jürgen!

Abdur steht wieder auf. Abdur hat die alte Macht. In Born und Dahl! Was für ein Amulett ist das? Euer Amulett! Was habt ihr beiden miteinander? Geheimnis vor mir! Jürgen täuscht und belügt und betrügt mich.

Ein Feuer feht ihr durchs Hirn. Was ist mit euch beiden? Ich will es wissen!

Lis hatte zu ihrer „Lebensfreude“ zurückgefunden, ohne die der Mensch, wie sie sagte, verloren ist.

Jürgen fragte angesichts der neuen gebähten Schwierigkeiten: „Und wo bleibst dein Vormund, der Herr von Diepitz?“

Ernährungswahrung eines Gebot!

Gemüse, Kartoffeln sowie auch Getreide als Kleintierfutter unbedingt verwenden. Sie sind allein für die Ernährung bestimmt, wer's dennoch tut, sich rücksichtslos benimmt.

NAHRUNGSMITTEL SIND KEIN KLEINTIERFUTTER

